

Zur Einführung: Konstruktivismus, Systemtheorie und die Ethik der Medien

Der Konstruktivismus und die Systemtheorie Niklas Luhmanns gehören inzwischen zu den zentralen Paradigmen der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Beide haben nicht nur einen vergleichbaren Status als universal anwendbare Meta-Disziplinen, sondern ähneln sich auch sonst in mancherlei Hinsicht: Ihren Gegner finden sie im *naiven Realismus* – jener Erkenntnistheorie, die behauptet, Wirklichkeit sei objektiv erkennbar und würde sich in ihrer wahren und ureigentlichen Gestalt im Bewusstsein eines Erkennenden spiegeln. Auch das zentrale Thema haben konstruktivistische und systemtheoretische Autoren gemeinsam: Sie behandeln die logischen und methodischen Probleme, die das Erkennen des Erkennens notwendig mit sich bringt; ihr Ziel ist es, um die entsprechende Terminologie zu verwenden, *Beobachter* (= Erkennende) zu beobachten und die Art und Weise ihrer Realitätskonstruktion nachzuvollziehen. Und schließlich eint beide Großtheorien die streng formale Art und Weise, wie der Zentralbegriff des Beobachtens gefasst wird: Man bezieht sich hier wie dort auf die längst legendär gewordene Abhandlung des englischen Logikers George Spencer-Brown, der 1969 ein Buch mit dem Titel „*Laws of Form*“ veröffentlichte; mit Spencer-Brown lässt sich das Beobachten differenzlogisch als die Einführung und die Weiterbearbeitung von Unterscheidungen und Bezeichnungen erfassen. „*Draw a distinction!*“ heißt es hier gleich zu Beginn: „*Triff eine Unterscheidung!*“ Die Wahl der Anfangsunterscheidung (*gut* und *böse*, *reich* und *arm*, *mächtig* und *ohnmächtig*, *schön* und *hässlich* usw.) bestimmt, was überhaupt gesehen werden kann; sie ist jene Startoperation, die sich in der Folge realitätskonstitutiv auswirkt. Mit der beobachterspezifischen Differenz von *gut* und *böse* lässt sich – unabhängig davon, wo man hinschaut – etwas anderes beobachten als mit der Unterscheidung von *arm* und *reich*, *schön* und *hässlich*, *neu* und *alt*. Und so weiter. Der Akt des Unterscheidens kann als eine Fundamentaloperation des Denkens begriffen werden, an die sich Kaskaden von Folgebeobachtungen anschließen: Sie lassen ein jeweils anderes Universum, eine jeweils andere Sicht der Welt entstehen. Heinz von Foerster sagt: „*Draw a distinction – and a universe comes into being.*“

Neben diesen diversen Gemeinsamkeiten existiert jedoch auch eine zentrale Differenz, die Systemtheorie und Konstruktivismus trennt: Ihre Bezugseinheit ist anders; die Konstruktivist*innen der ersten Generation (Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld, Humberto Maturana u.a.) beziehen sich primär auf das Individuum, den einzelnen Beobachter, den sie sich als den mehr oder minder autonomen Konstrukteur seiner eigenen Wirklichkeit vorstellen. Die Systemtheoretiker im Gefolge von Niklas Luhmann wählen dagegen die ungleich größere Beobachtungseinheit des sozialen Systems bzw. des Funktionssystems, das sich, so ihre Annahme, im Zuge der sozialen Differenzierung herausgebildet hat. Das Funktionssystem selbst gilt ihnen als der relativ autonome Produzent von Wirklichkeit; der einzelne Beobachter (verstanden als die realitätskonstruierende Instanz) kommt in diesem Theorieentwurf gar nicht mehr vor. Systeme sind es, die – zentralen Leitunterscheidungen folgend – Wirklichkeit erzeugen. Kurzum: Konstruktivist*innen beschäftigen sich mit der Frage, wie ein Beobachter Wirklichkeit erschafft, konstruiert; Systemtheoretiker untersuchen, wie Beobachtung – verstanden als Realitätskonstruktion – in einzelnen Bereichen der Gesellschaft (Wissenschaft, Wirtschaft, Journalismus usw.) funktioniert.

Es sind die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Konstruktivismus und Systemtheorie, die auch das folgende Gespräch zur Ethik der Massenmedien durchziehen: Der Kommunikationswissenschaftler Siegfried Weischenberg, der die konstruktivistischen und systemtheoretischen Debatten wesentlich geprägt und inspiriert hat, schlägt nämlich vor, beide Theorien zu verbinden und das (journalistische) Individuum *und* die Welt der Medien, das psychische *und* das soziale System gleichzeitig im Blick zu behalten. Den Widersprüchen und Spannungen, die sich bei der Arbeit an einer solchen Theorie-Synthese notwendig einstellen, gibt er eine überraschend produktive Wendung. Er nutzt die paradoxe Ausgangslage als generatives Moment; Siegfried Weischenberg zeigt, wie sich die strukturelle Unvereinbarkeit zwischen der kleinformatigen konstruktivistischen und der großformatigen systemtheoretischen Perspektive, gerade wenn es um Medienethik geht, auf eine fruchtbare Weise nutzen lässt: Diese Unvereinbarkeit erzeugt – so das Argument – Diskussionsstoff, sie provoziert Fragen nach der Autonomie des Einzelnen und den grundsätzlich vorhandenen Zwängen, die sich aus der Arbeit im System der Medien ergeben; sie bringt ein angemessen komplexes Gespräch, das sich nicht auf Sonntagsreden und erhobene Zeigefinger beschränkt, überhaupt erst in Schwung. Die unauflösbare Spannung zwischen der ethischen Verantwortung des Individuums und den Imperativen des Mediensystems wirkt wie eine Art Diskursgenerator – und ist, so verstehe ich Siegfried Weischenberg, kein zu beseitigendes Übel, son-

dern äußerst nützlich und dem genauen, undogmatischen Nachdenken förderlich.

Medienethische Fragen sind also nicht nur für die Praxis der Journalisten relevant, sondern in ihnen offenbaren sich auch in gedrängter Form die Schlüsselfragen gegenwärtiger Theorie- und Wertedebatten: Wie groß ist die Autonomie der Akteure und damit die Chance zu verantwortlichem und selbstbestimmtem Handeln? Welche Zwänge wirken auf das Individuum ein? Kann man, wenn man den Einzelnen als unfrei konzipiert oder ganz aus dem eigenen Theoriegebäude herausdrängt, überhaupt noch auf eine sinnvolle Weise von Ethik reden?

In dem Gespräch mit Siegfried Weischenberg, das als Bestandteil einer längeren Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus und der Systemtheorie gelesen werden kann,¹ zeigt sich, dass Fragen der Ethik nicht von allgemeinen Annahmen über die Freiheit oder Unfreiheit des Menschen und die Grenzen der Erkenntnis zu trennen sind. Die jeweiligen ethischen Maximen enthalten notwendig, so der Philosoph Michael Landmann, eine „heimliche Anthropologie“; sie sind unvermeidlich Ausdruck der Art und Weise, wie wir den Menschen und sein Handeln verstehen (wollen). B. P.

Individuum und System

Pörksen: Manche Autoren setzen, wenn es um ethische Fragen geht, beim Individuum und dem einzelnen Journalisten an; andere fordern, man solle Institutionen, einzelne Medienunternehmen, *Systeme* verantwortlich und haftbar machen. Was ist Ihre Auffassung? An wen sollen sich ethische Forderungen richten?

Weischenberg: Zuerst und ganz allgemein gesagt: Ich glaube man kommt nicht weiter, wenn man versucht, Fragen der Ethik von Individuen und Personen abzukoppeln. Das führt in die Irre. Solche Versuche hat es ja gegeben; sie waren auch eine Reaktion auf eine Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, die sich sehr stark auf Journalisten als Personen fixiert hat.

¹ Das erste Gespräch dieser Reihe (mit dem Literatur- und Kommunikationswissenschaftler Siegfried J. Schmidt) erschien in: ComSoc (1997), H. 1, 17-27. Das zweite Gespräch (mit dem Kommunikationswissenschaftler und Psychotherapeuten Paul Watzlawick) erschien in: ComSoc (1997), H. 4, 383-399. Das dritte Gespräch (mit dem Kybernetiker Heinz von Foerster) erschien in: ComSoc (1998), H. 1, 47-61; das vierte Gespräch (mit dem Sprachpsychologen Ernst von Glasersfeld) erschien in: ComSoc (1998), H. 4, 386-404. Zur Systemtheorie und dem Konstruktivismus siehe auch Stefan Weber in: Medien Journal (1997), H. 1, 34-43.

Pörksen: Manche Urväter des Faches sprachen mit dröhnendem Pathos von einer „publizistischen Persönlichkeit“.

Weischenberg: „Publizistische Persönlichkeit“, „geistige Gestaltung“, „das Wesen des Journalismus“ – darunter tat man es nun mal nicht; die gesamte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft war traditionell äußerst personenzentriert, idealistisch und auf ontologische Gewissheiten ausgerichtet. Auch und gerade die Auseinandersetzung mit Fragen der Ethik orientierte sich entsprechend rein an den hehren Gesinnungen scheinbar autonomer und genialer Personen. Als eine Art Gegenbewegung war dann der sehr bekannt gewordene Versuch von Ulrich Saxer und Manfred Rühl zu verstehen, Ethik von Personen zu lösen – und ausschließlich am System der Medien festzumachen.² Sie wollten vorführen, dass die Pressekodizes, in denen absolute Werte auftauchen, Augenwischerei sind. Die absoluten Forderungen und Tugendkataloge seien, so lautete die Botschaft, im Lichte neuerer systemtheoretischer Erkenntnisse nicht mehr haltbar. Was ihnen vorschwebte, war der Entwurf einer System-Ethik. Aber einen solchen Ansatz halte ich in dieser Rigorosität für grundsätzlich verfehlt.

Pörksen: Warum? Erscheint ihnen die Einheit *System* als zu großformatig? Abstrahiert der Systembegriff notwendig vom Individuum?

Weischenberg: Meine Vorbehalte möchte ich am Begriff der Verantwortung festmachen: Eine Verantwortungsethik für ein System ist nicht vorstellbar, denn es geht, so glaube ich, letztlich immer um Entscheidungen nach moralischen Kategorien, die nur ein Individuum treffen kann. Wenn ich sage, das System hat entschieden, und wenn ich mich auf äußere Zwänge berufe, dann verlagere ich nur das Problem – und kann mich selbst aus der Verantwortung für die eigenen Konstruktionen und Entscheidungen entlassen und herausstehlen.

Pörksen: Sie sehen den Systembegriff als ein bequemes Deutungsangebot, um sich zum Opfer zu stilisieren und zu viktimisieren?

Weischenberg: Eine solche Argumentation liegt zumindest nahe; natürlich sind wir *auch* Gefangene eines Systems – dieser Ansatz ist nicht falsch, sondern nur außerordentlich unvollständig, inkomplett und ziemlich bequem. Er erlaubt es an jeder Stelle, Verantwortung abzugeben und sich durch den resignativen Rekurs auf institutionelle Zwänge und Marktmechanismen aus der Affäre zu ziehen.

Pörksen: Das würde bedeuten, dass es sehr schwierig ist, das redaktionelle System irgendeiner Illustrierten oder einer Boulevardzeitung ver-

² Siehe Manfred Rühl/Ulrich Saxer (1981): 25 Jahre deutscher Presserat. Ein Anlaß für Überlegungen zu einer kommunikationswissenschaftlich fundierten Ethik der Massenkommunikation, in: Publizistik H. 4, 471–507.

antwortlich zu machen und beispielsweise zu sagen: Dieses System ist schuld; es hat durch seine Berichte ein Menschenleben ruiniert.

Weischenberg: Man könnte vermutlich in diesem Zusammenhang den Begriff der Verantwortung gar nicht mehr verwenden; ich muss Verantwortung an Personen festmachen. Denken Sie nur an den Skandal um die Hitler-Tagebücher; er ist ein schönes Beispiel für den letztlich womöglich sogar gelungenen Versuch, individuelle Verantwortung zu leugnen oder zumindest zu invisibilisieren. Ein britischer Journalist, Robert Harris, hat diesen Fall sehr genau rekonstruiert und gezeigt, was da eigentlich bei der Firma Bertelsmann, Gruner & Jahr und dem „Stern“ passiert ist. Er schildert in seinem Buch „Selling Hitler“ auch eine Szene, in der selbst Reinhard Mohn, der Bertelsmann-Chef persönlich, versonnen über den Tagebüchern gesessen sei und sie als das wichtigste Manuskript seiner Laufbahn gelobt habe. Alle waren damals wohl ziemlich besoffen – und letztlich hat niemand die Verantwortung übernommen, sondern man hat den Skandal unverfroren zu einem Systemfehler umgedeutet und von irgendwelchen Pannen auf der Beziehungsebene geredet; ein paar Unter-Teufel wurden – das war die Folge – mit hohen Abfindungen rausgeschmissen. Aber die Verantwortung lag irgendwie, so schien es, beim System; kein Konzernchef oder Verlagsleiter dachte auch nur daran, für seine Entscheidungen geradezustehen und die Konsequenzen zu ziehen.

Pörksen: Der Theorie-Trend in der Kommunikationswissenschaft geht gegenwärtig eindeutig in Richtung Systemtheorie: Vor allem das Begriffssystem der funktional-strukturellen Systemtheorie Niklas Luhmanns wird immer beherrschender im Fachdiskurs. Was bedeutet diese Dominanz eines womöglich ethisch blinden Paradigmas? Werden ethische Fragen marginalisiert?

Weischenberg: Aus meiner Sicht ist das nicht die entscheidende Frage, sondern es geht um die Verbindung von Konstruktivismus und Systemtheorie zu einer Synthese, die man als *konstruktivistische Systemtheorie* oder auch als *systemtheoretischen Konstruktivismus* bezeichnen kann; eine enorme Herausforderung und ein zentrales Theorieproblem besteht gerade darin, das System und die individuelle Konstruktion der Realität und die Verantwortung des Einzelnen zusammenzubringen. Natürlich wäre es auch völlig falsch und einseitig, das Individuum als einen frei schwebenden Geist zu begreifen, das autonom und unabhängig von irgendwelchen Zwängen seine Entscheidungen trifft. Wir wissen alle, dass das gerade im Journalismus nicht der Fall ist.

Pörksen: Man wäre ja dann, wenn man sich das journalistische Individuum in dieser Weise vorstellt, auch wieder bei dem von Ihnen kritisierten Konzept der „publizistischen Persönlichkeit“.

Weischenberg: Das wäre ein ‚Rollback‘, ganz klar; man würde ethi-

sche Probleme erneut komplett auf Personen reduzieren. Ziel muss es daher schon sein, die beiden Perspektiven zu vereinen und zusammenzubringen: Natürlich gibt es, das lässt sich überhaupt nicht leugnen, bis zu einem gewissen Grad eine Determinierung durch das System und seine ökonomischen, technischen und organisatorischen Imperative. Handelnde Personen sind eingebunden in Strukturen; aber das kann und sollte nun nicht dazu führen, dass man behauptet: Die Strukturen handeln; die Kommunikationen verselbständigen sich.

Pörksen: Niklas Luhmann hatte die schwer verdauliche Einsicht, dass nur Kommunikation kommunizieren könne; die Akteure derselben – die Journalisten – waren damit plötzlich weg und irgendwie unnötig geworden.

Weischenberg: Damit sind wir bei einem zentralen Grundkonflikt zwischen Konstruktivismus und Systemtheorie; Konstruktivisten wehren sich dagegen, die Akteure völlig aus dem System herauszunehmen und personen- und akteursfreie Systeme zu konzipieren. Das ist, nur nebenbei bemerkt, auch empirisch gar nicht durchhaltbar. Bei Niklas Luhmann stellt man ja immer wieder fest, dass er auf die Eleganz seiner theoriebautechnischen Konfigurationen großen Wert legt, auch wenn dies auf Kosten der empirischen Evidenz geht. Empirische Forschung lässt sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, mit seinen Theorieinstrumenten in Form einer 1:1-Übertragung gar nicht machen: Wie will ich Kommunikationen beobachten? Aber es ist und bleibt natürlich eine zentrale Herausforderung – auch gerade, wenn es um Fragen der Ethik geht – Systemtheorie und Konstruktivismus miteinander zu verbinden.

Pörksen: Wie soll das gehen? Mir leuchtet ein, dass es Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Großtheorien gibt: Beide sind antirealistisch, beide sind auf den Beobachter und seine Operationen fixiert; beide konzipieren die Operation des Beobachtens als die Einführung und das Weiterbearbeiten von Unterscheidungen und Bezeichnungen. Aber das ist, so scheint mir, auch schon alles. Die Unterschiede sind doch gravierend: Einerseits setzen Systemtheoretiker oft eine enorme Durchlässigkeit des Einzelnen für systemische Außeneinflüsse voraus; das Individuum erscheint, wenn es denn überhaupt vorkommt, als eine prägbare, formbare und determinierbare Einheit. Andererseits behaupten insbesondere die neurobiologisch orientierten Konstruktivisten, der Einzelne sei gerade nicht extern determinierbar, sondern der mehr oder minder autonome Konstrukteur seiner eigenen Wirklichkeit. Anders gesagt: Mir leuchtet es völlig ein, dass Sie Systemtheorie und Konstruktivismus vereinen wollen, wenn es um die journalistische Ethik geht. Ein solches Ansinnen vermeidet, wenn ich Sie richtig verstehe, die überzogenen und ethikfernen Determinierungsthesen der Systemtheoretiker, und es weist

die überhöhten Ansprüche an autonome publizistische Persönlichkeiten zurück. Aber meine Frage ist nun: Wie soll das gehen? Wie will man diese beiden unterschiedlichen Theorien und Ansätze verbinden?

Weischenberg: So völlig unterschiedlich sind die beiden Theorien nun doch nicht. Die Konfiguration der psychischen Systeme durch die Konstruktivisten und die Konfiguration der sozialen Systeme oder eben der Funktionssysteme durch Niklas Luhmann ist vielmehr auffallend ähnlich. Bei dem Versuch Niklas Luhmanns, soziale Systeme oder Funktionssysteme als operativ geschlossen und relativ abgeschottet gegenüber einer systemexternen Umwelt zu entwerfen, findet sich eine sehr deutliche Parallele zu den zentralen Arbeiten der Konstruktivisten, die aber eher implizit eingeräumt wird. Da hat Niklas Luhmann sich – auch gegen den hartnäckigen Widerstand des chilenischen Biologen Humberto Maturana – ziemlich ausgiebig bedient: Die Umstellung seiner Systemtheorie, die er mit der so genannten autopoietischen Wende vorgenommen hat, ist eine Adaption des Konstruktivismus und der Begriffe Humberto Maturanas auf die Soziologie. Anders kann ich das gar nicht lesen.

Pörksen: Das finde ich einen sehr aufregenden Gedanken: Das soziale System erscheint aus dieser Perspektive als eine expandierte Variante des psychischen Systems; Gesellschaft wäre dann – wenn man sich den Modus der Realitätskonstruktion anschaut – ein ausgefaltetes Individuum.

Die systeminterne Produktion der Wirklichkeit

Weischenberg: Ein solches Funktionssystem hat zumindest eine sehr ähnliche Operationsweise; es ist innerhalb seiner Grenzen operativ geschlossen, orientiert sich also bei dem Entwurf von Wirklichkeiten an seinen eigenen Strukturen und Regeln. Um ein Beispiel zu geben: Ich verwende gerne die etwas banal klingende Formulierung: *Journalismus macht aus allem Journalismus*. Mit diesem Satz kann ich, wenn ich gut drauf bin, einem Politiker ziemlich genau erklären, warum er sich eigentlich zwangsläufig über die Journalisten ärgern muss. Und es lässt sich mit dieser These auch ganz gut begründen, warum meine Kollegen und ich – wenn ich einem Lokalredakteur in Münster ein Interview zur Situation unseres Instituts gebe – notwendig mit dem gedruckten Resultat unzufrieden sein werden. Der Grund ist, dass dieser Lokalredakteur aus unserem Gespräch in der Logik seines Systems etwas Eigenes macht. Der selektiert schon bei meinen Aussagen unter ‚Verwertbarkeitsaspekten‘ seines Systems – etwa im Hinblick auf den Faktor Aktualität. Was hier geschieht, ist aber natürlich keineswegs das Spezifikum irgend-

einer bestimmten Redaktion oder der Medien im Allgemeinen. Denn genau genommen basiert die gesamte Gesellschaft auf diesem Prinzip: Arbeitsteilig und gemäß der Logik des jeweiligen Systems (Journalismus, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion etc.) verarbeiten die jeweiligen Akteure Umweltreize und erzeugen auf der Basis bestimmter Selektions- und Konstruktionsregeln Wirklichkeiten. Die These Niklas Luhmanns, dass sich Gesellschaft als eine Ansammlung von operativ geschlossenen Funktionssystemen verstehen lässt, ist also eine Übertragung der fundamentalen konstruktivistischen Annahme, dass wir nicht direkt auf die Umwelt zugreifen können, sondern Umweltreize auf eine ganz eigenwillige und eigensinnige Weise verarbeiten. Wir leben eben, so haben die Konstruktivisten gezeigt, stets in unserer eigenen Welt und erfinden uns auf der Basis von sozialen Erfahrungen und biologischen Vorgaben (bei sozialen Systemen wären dies: Strukturen) die Wirklichkeit.

Pörksen: Sie würden also – um nochmals auf die Unterscheidung von psychischem und sozialem System, von Individuum und Gesellschaft zurückzukommen – sagen, dass sich die These von einer gewissen individuellen Freiheit und die Behauptung von einer immerhin vorhandenen Determinierung keineswegs widersprechen. Wir sind einerseits gefangen und andererseits autonom. Beide Sachverhalte sollte man nicht, wenn ich Ihnen folge, in einen symmetrischen Gegensatz zwingen, um dann über den entstandenen Widerspruch zu disputieren.

Weischenberg: Genau, eine solche binäre Argumentation und das schlichte Entweder-Oder halte ich für falsch. Auch die Debatte in der Kommunikationswissenschaft über den Konstruktivismus hat unter solchen dichotomischen Formen der Auseinandersetzung gelitten.

Pörksen: Sie sagen: Das Individuum ist der Ort, an dem ethisch gehandelt wird. Systeme handeln nicht; man kann den Systembegriff höchstens als Entschuldigung gebrauchen, um unethisches Verhalten zu rechtfertigen. Wie sieht dann, so möchte ich weiterfragen, diese systembezogene Individualethik aus? Auf welche Maßstäbe bezieht sie sich?

Weischenberg: Sie bezieht sich zunächst auf allgemeine humanitäre Grundsätze; Achtung und Respekt vor dem Anderen sind wichtig; jede Form der Unterdrückung ist abzulehnen; Monopolbildung im Bereich der Kommunikation ist schlecht. Solche Grundsätze bilden die Basis. Hinzu kommt die Ebene der Erfahrung; hier geht es nicht um absolut gültige Werte und um feststehende Gewissheiten, sondern um brauchbare Maßstäbe, die sich in der Praxis und im öffentlichen Diskurs als Orientierungswerte bewährt haben. Und schließlich müssen ethische Maßstäbe auch immer wieder öffentlich ausgehandelt werden – die Frage heißt dann: Was ist nützlich? Was ist viabel? Welche Werte und Maximen dienen den Kommunikationsverhältnissen in dieser Gesellschaft? Gerade

für die Diskussion über derartige Fragen ist die relativistische Position des Konstruktivismus eine Hilfe: Sie macht uns deutlich, dass wir immer neu aushandeln müssen, an welchen Werten wir uns eigentlich orientieren wollen. Eine Diktatur braucht wohl keine Ethik; hier weiß man – so wird zumindest behauptet –, was gut und böse ist und verrechtlicht alles, was man durchsetzen will, so weit, bis kaum noch Spielraum bleibt. Ich glaube, dass Ethik im Sinne von nicht direkt formalisierten Maßstäben für richtiges und gutes Handeln, notwendig etwas Relatives ist und insofern sehr gut zu dem relativistischen Ansatz des Konstruktivismus passt. Und man darf, wenn irgendwelche Forderungen verkündet werden, die Machtfrage nicht aus dem Blick verlieren: Die jeweiligen Grundsätze müssen eben auch in der gegebenen Situation noch durchsetzbar sein.

Pörksen: Diejenigen, die nichts oder wenig vom Konstruktivismus und verwandten Theorien halten, meinen aber, dass wir nicht ohne *die Realität* als Messlatte des Journalismus auskommen. Ethisch akzeptable Produkte der journalistischen Arbeit sind demgemäß deckungsgleich mit dem Realen; unethische verzerren und verfälschen dagegen die Realität. Meine Frage ist jetzt: Führt nicht der Verzicht auf eine absolute Realität als Maßstab in die Beliebigkeit?

Weischenberg: Nein, überhaupt nicht. Und ganz grundsätzlich gesagt: Mit der Behauptung, irgendwer sei im Besitz absoluter Wahrheit, ist in der Geschichte der Menschheit ein solches Unheil angerichtet worden, dass man auf diesen Maßstab eigentlich schon aus ethischen Gründen verzichten sollte. Wenn ich auch nur behaupte, in groben Zügen beschreiben zu können, wie *die Realität* in Wahrheit beschaffen ist, dann argumentiere ich bereits fundamentalistisch und übe Realitätsterror aus. Das heißt nicht, wie es die Kritiker des Konstruktivismus immer wieder behaupten, dass nun der Umkehrschluss zutrifft – und alles erlaubt ist: Man kann sehr wohl auf absolute Realität verzichten, ohne – wie dies eine binäre Argumentationsführung nahelegt – in eine totale Beliebigkeit abzurufen. Das Problem der Beliebigkeit ist ohnehin ganz und gar theoretischer Natur; es ist ein Phantom, das immer wieder in der Diskussion herumgeistert. Niemand wächst unter beliebigen Umständen auf, sondern er lernt in Kommunikationsprozessen Regeln kennen, er erfährt die kommunikativ hervorgebrachte Wirklichkeit als etwas Gegebenes, und er ist an die Bedingungen seiner biologischen Natur gebunden. Als Beobachter erster Ordnung – als Menschen des alltäglichen Lebens – sind wir überhaupt nicht in der Gefahr, irgendeinem Totalzweifel zu verfallen und stets willkürlich zwischen scheinbar beliebigen Realitäten auszuwählen.

Pörksen: Sind wir im Alltag alle Realisten?

Weischenberg: Natürlich, ja. Dazu passt ein schönes Zitat aus einer Kurzgeschichte von Woody Allen, die von einem gewissen Cloquet han-

delt. „Cloquet hasste“, so heißt es hier, „die Wirklichkeit, aber sie war immer noch der einzige Ort, wo man ein anständiges Steak kriegen konnte“. Im Alltag ist der Realitätstest also ziemlich trivial: Die Wirklichkeit - das ist ganz einfach der Ort, wo man etwas zu beißen kriegt. Erst wenn jemand behauptet, er könne eine absolut gültige Realitätsüberprüfung durchführen, entsteht ein Problem.

Pörksen: Sie würden aber immerhin - auch als Konstruktivist - die Existenz einer absoluten Realität für möglich halten?

Weischenberg: In jedem Fall wäre es ein Missverständnis zu glauben, dass Konstruktivisten die Existenz dieser Realität leugnen; sie behaupten vielmehr, dass jede Aussage über eine Realität, die es womöglich auch außerhalb von mir geben mag, notwendig meine Konstruktion ist; die Frage nach der Wirklichkeit verlagert sich somit konsequent auf die Ebene von Kommunikation: Wirklichkeit erscheint letztlich immer, so die zentrale These, als ein Produkt von Kommunikation. Überall dort, wo etwas über mich selbst hinausreicht, findet Kommunikation statt, wird mit Kommunikation eine Welt erzeugt.

Das Ideal der Objektivität aus konstruktivistischer Sicht

Pörksen: Nochmals nachgefragt: Die Diskussion über die Ethik der Medien entzündet sich immer wieder gerade an dem Realitätsproblem. Da sind die gefälschten Hitler-Tagebücher, die betrügerischen Filme und Fakes des Fernsehjournalisten Michael Born; da sind die angeblichen Leichenberge im rumänischen Temesvar. Verlangt der konstruktivistische Medienethiker nun, dass man solche Geschehnisse als prinzipiell unüberprüfbare Phänomene akzeptiert und sie nicht mehr als falsch und betrügerisch einstuft?

Weischenberg: Bis auf weiteres können wir natürlich sehr wohl in unserer Alltagswelt und auf der Basis unserer Erfahrungen zwischen *wahr* und *falsch* und zwischen *gefälscht* und *nicht gefälscht* unterscheiden. Dies abzustreiten würde nur in eine Scheindiskussion führen. Aber wir müssen uns aus einer Perspektive der zweiten Ordnung darüber klar sein, dass es sich bei diesen Unterscheidungen, die wir treffen, um Konventionen handelt, nicht um die Abbildung einer unabhängigen und absolut gültigen Realität. Wahrheit und Falschheit besitzen also nur innerhalb eines bestimmten Bereichs Bedeutung. Hier operieren Beobachter mit Unterscheidungen, die nicht an einer von uns unabhängigen Welt, sondern an anderen Unterscheidungen zu messen sind.

Pörksen: Was hat eine solche Sicht, die so entschieden gegen ein emphatisches Wahrheitsverständnis argumentiert, für Konsequenzen?

Was ist dann – um einen anderen Schlüsselbegriff der journalistischen Ethik zu bemühen – *Objektivität*?

Weischenberg: Objektivität wird aus dieser Perspektive radikal entmythologisiert und erscheint dann, wie dies die amerikanische Soziologin Gaye Tuchman vorschlägt, als ein *strategisches Ritual*, das sich nicht mehr an irgendeiner absoluten Realität orientiert, sondern an professionellen Prozeduren und Routinen. Sie verschaffen dem Journalisten Sicherheit und Arbeitsfähigkeit und stellen eine intersubjektive Vereinbarung über die Art und Weise der Wirklichkeitskonstruktion dar, die von Medienpraktikern erwartet werden kann. Zu diesem Prozeduren gehört es, ganz konkret gesprochen, dass man Nachrichten in einer bestimmten Weise arrangiert und gliedert, dass man Äußerungen anderer in Anführungsstriche setzt und dass man verschiedene Parteien und Personen befragt – und somit verschiedene Versionen eines Geschehens einander gegenüberstellt. Das ist eigentlich, wenn man so will, bereits gelebter und praktizierter Konstruktivismus und führt von der klassischen Wahrheitsidee weg, zeigt man doch auf diese Weise gerade, dass die Wirklichkeit nichts universal Gültiges ist, sondern sich immer auf eine unterschiedliche Weise betrachten lässt. Grundsätzlicher hat die Frage nach der Objektivität Humberto Maturana behandelt: Er unterscheidet zwischen *Objektivität ohne Klammern* und *Objektivität in Klammern*. Objektivität ohne Klammern bezieht sich auf den uneinlösbaren Anspruch, die Realität deckungsgleich abzubilden und – unabhängig von einem Beobachter – absolut gültige Aussagen zu formulieren. Bei der Objektivität in Klammern haben wir es mit relativen Aussagen zu tun, die eingestandermaßen innerhalb von Erkenntnisgrenzen getroffen werden; Objektivität in Klammern ist die relative Objektivität des Beobachters, der Wirklichkeit konstruiert. Er trägt für diese Wirklichkeitsentwürfe, die er anbietet, unvermeidlich die Verantwortung.

Pörksen: Wäre es nicht sinnvoll, an diese Unterscheidung von verschiedenen Aussageweisen, die Sie vorschlagen, auch jeweils ganz streng einen anderen Sprachgebrauch anzuschließen? Man könnte doch sagen: Personen, die meinen, absolut gültige Annahmen zu formulieren, unterscheiden zwischen *wahr* und *falsch*. Das ist die Ebene der Objektivität ohne Klammern. Andere, die eher dem Konstruktivismus nahestehen, unterscheiden zwischen *Fakt* und *Fiktion*. Das ist die Ebene der Objektivität mit Klammern. Auch Fakten sind ja – gemäß einer wissenssoziologischen Perspektive – immer etwas Gemachtes und Hergestelltes; sie sind sozial konstruiert.

Weischenberg: Dieser Vorschlag gefällt mir, weil er auf die zentrale Frage verweist, mit welchen Unterscheidungen wir operieren, um zu beobachten und eine Wirklichkeit zu erzeugen. Man sollte in der Tat stets

das Referenzsystem angeben, von dem aus man beobachtet und entsprechend dann auch deutlich machen, ob man jetzt seine Thesen auf der Beobachtungsebene der ersten Ordnung (der Welt des Alltags) oder der zweiten Ordnung (der Beobachtung von Beobachtungen) formuliert. Auch die professionellen Methoden, mit denen man jeweils arbeitet und die man zugrundelegt, gilt es zu begründen und zu reflektieren.

Pörksen: Könnte diese Reflexion über die Methoden auch bedeuten, dass man – bezogen auf den Journalismus – die Trennung von Nachricht und Kommentar, von neutraler Information und Wertung kippt? Eine derartige Unterscheidung gehört doch traditionell eher in die Sphäre absoluter Realitätsaussagen.

Weischenberg: Da wäre ich dagegen, nicht weil ich die erkenntnistheoretischen Prämissen und Implikationen teile, sondern weil diese Trennung nützlich ist. Ein solches Berichterstattungsmuster stellt ein wesentliches Orientierungsangebot für den einzelnen Journalisten und das Publikum dar, es hat sich als eine Schublade zur Einordnung von Medienangeboten bewährt. Wer noch vor der Wende gelegentlich das sozialistische „Neue Deutschland“ gelesen hat, der wird, so glaube ich, kaum zu einem Anhänger der Forderung werden, die Trennung von Nachricht und Kommentar sei nicht mehr notwendig. Nein, in dieser Frage bin ich eher konservativ; ich glaube schon, dass gewisse Maßstäbe einen Wert haben. Die konstruktivistischen Einsichten implizieren aus meiner Sicht auch keineswegs, dass man nun alle bewährten professionellen Methoden aufgibt, nicht mehr zwischen *Fakten* und *Fiktionen* unterscheidet und künftig die Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen miteinander vermischt.

Die Verantwortung des journalistischen Beobachters

Pörksen: Es sind drei Schlüsselbegriffe, die in ihren Büchern im Zentrum der Auseinandersetzung mit der Ethik der Medien und der Bewertung von Medienprodukten stehen: *Glaubwürdigkeit*, *Nützlichkeit* und *Verantwortung*. Können Sie diese Begriffe erläutern?

Weischenberg: Diese Begriffe sind, das ist ihre entscheidende Gemeinsamkeit, allesamt relativer Natur. Glaubwürdigkeit ist ein rezipientenorientierter Kommunikationsbegriff; sie wird aufgrund von Erfahrungen attribuiert und einem Kommunikator zugewiesen. Man kann als Rezipient gar nicht beurteilen, wie eine Nachricht zustandekommen ist und ob sie stimmt, aber man hat bestimmte Rezeptionserfahrungen gemacht und vertraut einzelnen Kommunikatoren besonders – und anderen eben nicht. Auch in der neuen Fernsehwelt bildet man sich selbstverständlich

ein Urteil darüber, ob man bestimmten Journalisten Glauben schenken kann; man entwirft Images: Dass es sich bei RTL 2 um einen Unterhaltungsdampfer einer bestimmten Kategorie handelt, musste dem Zuschauer nicht erst durch „Big Brother“ bewiesen werden; dass es bei der „Tagesschau“ durchweg nicht um Fiktionen, sondern um Fakten geht, ist ebenso klar. Auch der Begriff der Nützlichkeit ist am Rezipienten orientiert; er lässt sich mit der Frage nach dem orientierenden Wert von Informationen für das Publikum verbinden. Ob beispielsweise eine bestimmte Fernsehsendung als nützlich eingestuft wird – auch das ist nicht ein für allemal zu entscheiden, sondern eine variable Attribuierung, die nichts mit absoluten Werten wie *Wahrheit* und *Objektivität* zu tun hat. Verantwortung bezieht sich schließlich auf die Ethik des Kommunikators; auch dies ist kein absoluter Wert, sondern man braucht für das verantwortliche Handeln einen bestimmten Freiraum.

Pörksen: Was bedeutet es für einen Journalisten, Verantwortung zu übernehmen?

Weischenberg: Es bedeutet für die absehbaren und die manifesten Folgen des eigenen Handelns geradezustehen. Das heißt nun nicht – strikt im Sinne von Max Webers Konzeption der Verantwortungsethik – zu verlangen, dass man sich über alle Folgen und Nebenfolgen eines Artikels, den man verfasst, immer schon klar sein müsste. Dies führt zur ‚Schere im Kopf‘. Den Begriff der Verantwortung sollte man auf den überschaubaren Bereich der Aussagenentstehung begrenzen: Das, was jemand tut, sollte er nach allen Regeln der Kunst tun. Er trägt die Verantwortung für die Qualität des von ihm geschaffenen Produkts, nicht jedoch für alle Eventualitäten und möglichen Wirkungen, die er mit seinem Artikel auslöst.

Pörksen: Das heißt: Man ist als Journalist völlig für das verantwortlich, was man schreibt; aber kein Journalist ist unbedingt dafür haftbar zu machen für das, was sein Publikum mit dem, was er schreibt, anfängt.

Weischenberg: Richtig, ja. Diese Verantwortung muss er ablehnen, um sich nicht selbst auf eine unproduktive Weise zu lähmen; denn das Ergebnis eines derart ausgeweiteten Verantwortungsbegriffs bestünde vermutlich in einer permanenten Selbstzensur. Aber was heißt *Verantwortung*? Verantwortung beginnt für mich ganz simpel bei dem Handwerk, das man erlernt, ist also auch mit einer Verpflichtung der Medien-eigentümer verbunden, dem zukünftigen Journalisten eine qualitativ hochwertige Ausbildung zukommen zu lassen. Wer als Journalist arbeitet, muss sich vernünftig vorbereiten, er muss die Recherchemöglichkeiten kennen und nutzen und den Regeln der Profession folgen. Schwierig und kompliziert wird es immer in Extremsituationen; bei allen Enthüllungen und den so genannten Medienaffären gilt es genau zwi-

schen den kommerziellen (oder auch: politischen) Erwartungen des jeweiligen Mediums und dem, was unter ethischen Gesichtspunkten verantwortlich ist, abzuwägen.

Pörksen: Wie lässt sich diese journalistische Verantwortungsethik, die Sie vorschlagen, in das Gefüge ethischer Haltungen und Typologien einordnen?

Weischenberg: Traditionell differenziert man zwischen der Individualethik (das sind Verhaltensregeln für den einzelnen Journalisten), der Institutionenethik (sie umfasst die Maßstäbe, die Medienbetriebe und ihre Verantwortlichen beachten müssen) und der Professionsethik (sie wird von Berufsverbänden kodifiziert und bezieht sich auf die Gruppe der Journalisten). Meiner Auffassung nach ergeben diese verschiedenen Typen der Ethik erst in der Zusammenschau eine der Komplexität der Verhältnisse adäquate journalistische Verantwortungsethik, die vom Individuum ausgeht, aber welche die Bedingungen und Möglichkeiten ethischen Handelns gleichwohl mitberücksichtigt und nicht völlig von den Zwängen des Mediums abstrahiert. Eine Ethik für Journalisten lässt sich also nur entwickeln und fundieren, wenn man sämtliche Einflüsse in die Betrachtung integriert. Die schlichte Moralpredigt reicht nicht. Es geht um Kompetenz und Autonomie: Journalisten müssen eben können, was sie sollen, und dürfen, was sie wollen.

Pörksen: Gibt es Beispiele dafür, wie ethische oder unethische Entscheidungen im real existierenden Journalismus zustandekommen?

Weischenberg: Denken Sie nur an die Barschel-Affäre und die berühmte Szene im Badezimmer des Genfer Hotels. Durfte der Reporter Sebastian Knauer das Zimmer von Uwe Barschel betreten? Und was hätte er tun müssen, als er den toten Uwe Barschel in der Badewanne entdeckte? Wäre es seine Aufgabe gewesen, erste Hilfe zu leisten und sofort die Polizei zu rufen? Durfte er fotografieren? Aus der Perspektive eines ausgeruhten Leitartiklers lässt sich sehr leicht anmahnen, dass er schon aus rechtlichen Gründen nichts von dem durfte, was er getan hat. Sebastian Knauer ist in das Hotelzimmer eingedrungen, er hat den toten Barschel entdeckt und dann mit seinem Chefredakteur beim „Stern“ telefoniert, der ihm vermutlich die strikte Order gegeben hat, die Fotos zu machen. Also ist er in das Zimmer zurückgegangen – und hat fotografiert. Der „Stern“ hat dann immer behauptet, bei dem Foto von Barschel in der Badewanne handele es sich um ein zentrales Dokument der Zeitgeschichte, das die These von einem Mord geschwächt habe. Worauf ich hinauswill ist, dass es bei diesem Fall sehr viele Fragen zu diskutieren gilt; Sebastian Knauer trägt natürlich – trotz der hierarchischen Entscheidung des Chefredakteurs – die Verantwortung, aber man muss eben auch wissen, unter welchen Zwängen er stand und gearbeitet hat.

Pörksen: Sie würden vermutlich sagen, dass die Diskussion über einen solchen Fall nicht nur Mittel und Weg ist, um endgültig richtige Entscheidungen ausfindig zu machen. Sie selbst ist das Ziel.

Weischenberg: Das ist richtig; ich halte die Diskussion mit offenem Ausgang für das eigentlich Zentrale. Man muss sich immer darüber klar sein, dass es keine absolut gültigen Maßstäbe, keine fertigen Antworten, keine universal anwendbaren Rezepte gibt. Diese ändern sich – je nach Situation, Ausgangslage und den jeweiligen Bedingungen des Mediums. Man muss einfach in Kauf nehmen, dass der Reporter einer Illustrierten oder einer Boulevardzeitung vermutlich ein anderes Verantwortungskonzept hat als ein Journalist, der bei der Wochenzeitung „Die Zeit“ im Kämmerlein des Leitartiklers arbeitet.

Pörksen: Das heißt auch, dass Sie gar nicht so sehr an dem Widerspruch zwischen der systemischen Determinierung des Individuums und der Verantwortung dieses Individuums leiden müssen. Für Sie ist die Spannung, die sich aus dem Widerspruch ergibt, eher ein nützliches Diskussionsferment.

Weischenberg: Sehr schön ausgedrückt, das ist genau der Punkt. Diese Spannung gilt es auszuhalten und für eine produktive und hochkomplexe Diskussion zu nutzen, die der modernen Gesellschaft, die ihrerseits in hochkomplexe Funktionssysteme zerfällt, gerecht wird. Das fortwährende Ringen um brauchbare Maßstäbe und um den eigenen Spielraum innerhalb des Systems halte ich für etwas genuin Demokratisches. Die entgegengesetzte Alternative wäre nämlich, das Entscheidungsabläufe von irgendeiner Instanz festgelegt werden. Derartige Verordnungen erlauben aber keine ethischen Entscheidungen mehr: Ethisches Handeln und individuelle Verantwortung setzen notwendig voraus, dass es gewisse Spielräume und alternative Optionen gibt.

Pörksen: Man muss sich frei fühlen, um als Ethiker aufzutreten?

Weischenberg: Ja, genau. Die gesamte Problematik wird an einem Fall deutlich, auf den ich durch eigene Recherchen gestoßen bin. Nach der Gladbecker Geisellaffäre im August 1988 rief mich die Chefredakteurin der Zeitschrift „journalist“ an und bat mich, über diesen Fall eine Titelgeschichte zu schreiben. Damals besorgte ich mir das gesamte dpa-Material, das von der ersten Minute an, als die Gangster in Gladbeck in die Bank gegangen waren, gesendet worden war. Bei der Durchsicht fiel mir auf, dass ein dpa-Korrespondent eine Reportage verfasst hatte, die ich schrecklich fand: Dieser Korrespondent hatte sich ein Taxi gemietet und war den flüchtenden Gangstern, die einen Bus gekapert hatten, hinterhergefahren. Aus dem Bus schossen die Geiselnnehmer auf das Taxi und verletzten den Fahrer des Wagens leicht; der Reporter kam mit dem Schrecken davon – und schrieb dann aber seine zu Herzen gehende Ge-

schichte. Dieser Korrespondent war zugleich beim Deutschen Presserat Vorsitzender des Beschwerdeausschusses. Was ist da los? Eigentlich müsste dieser Mann - in seiner Funktion als Vorsitzender des Ausschusses - doch die Auffassung vertreten, dass es einen individuellen Spielraum für journalistisches Handeln gibt. Aber wenn er das glaubt, dann müsste er sich verantwortlich bekennen und hätte sein Amt beim Deutschen Presserat niederlegen müssen. Die andere Möglichkeit, um sein Verhalten zu erklären, ist jedoch, dass er - wie dies später wohl auch geschehen ist - rein systemisch argumentiert: Die dpa habe von ihm verlangt, eine solche Reportage zu machen. Aber auch dann bleibt ihm keine Wahl: Er hätte sein Amt niederlegen müssen; der Deutsche Presserat postuliert nun mal einen individuellen Entscheidungsspielraum.

Die Sehnsucht nach absoluten Werten

Pörksen: Eine Zwischenbilanz, die sich aus unserem bisherigen Gespräch über die Systemtheorie, den Konstruktivismus und die Ethik der Massenmedien ergibt, lautet: Wer sich auf absolute Werte beruft, der ist erkenntnistheoretisch und systemtheoretisch naiv. Er übersieht die Bedingungen des Erkennens und die Zwänge des Handelns. Könnten aber absolute Werte nicht auch sehr stimulierende Regulative in einer Diskussion sein? Dass sie unerreichbar sind, macht doch eigentlich gar nichts aus; ihre Unerreichbarkeit und die Distanz ihrer Verkünder zu den Zwängen der täglichen Arbeit wären eigentlich eher ein Vorteil.

Weischenberg: Diese absoluten Werte sind doch in jedem Fall in unserer Kultur äußerst präsent; man muss sie gar nicht explizit einfordern, sondern wir schleppen sie alle im Koffer mit uns herum, empfinden sie mal als notwendiges Reisegepäck, dann wieder eher als eine Belastung. Obwohl ich in meinem Alltag nicht besonders religiös bin, bestimmen letztlich christliche Werte wie die im Neuen Testament postulierte unbedingte Achtung vor dem Mitmenschen mein Handeln und meine Argumentationsweise. So bin ich erzogen worden. Wenn ich in einem anderen Kulturkreis aufgewachsen wäre, würde ich vermutlich anders argumentieren und mich auch anders verhalten. Das ist, nebenbei bemerkt, eines der stärksten Argumente für den Konstruktivismus: Wirklichkeitskonstruktionen sind in hohem Maße kulturabhängig; man kann die Welt auf sehr verschiedene Weise betrachten; und diese Einsicht enthält genau genommen natürlich einen Aufruf zur Toleranz gegenüber anderen Perspektiven. Aber wer irgendwelche absoluten Werte wie *Freiheit* und *Wahrheit* proklamiert, löst damit allein noch kein Problem; die jeweiligen Forderungen müssen erst noch - und das ist die eigentliche

Aufgabe – auf die Ebene konkreter Fragen und Handlungen heruntergezogen und auf Situationen angewendet werden. Man denke nur an die Pressekodizes, die vor allem daran leiden, dass in ihnen etwas gefordert wird, was meist unerreichbar ist und was daher auch als irrelevant abgetan werden kann.

Pörksen: Der Deutsche Presserat verlangt gleich im ersten Paragraphen: „Die Achtung vor der Wahrheit, die Wahrung der Menschenwürde und die wahrhaftige Unterrichtung der Öffentlichkeit sind oberste Gebote der Presse.“

Weischenberg: Absolute Forderungen stimulieren eben gerade keine fruchtbare medienethische Diskussion, sondern dienen eher dazu, die Probleme, die sich im journalistischen Alltag stellen, zu verschieben. Man hat diese Kodizes – und kann dann weitermachen wie bisher. In den neueren Grundsätzen des Deutschen Presserates werden jedoch diese absoluten Maßstäbe in Form von Beispielen operationalisiert und kleingearbeitet. Man stellt sich die Frage, was die allgemeinen Forderungen für die tägliche Praxis bedeuten und verknüpft die publizistischen Grundsätze mit konkreten Richtlinien. Von den absoluten Maßstäben bleibt dann nicht mehr so viel übrig. So wird die „Achtung vor der Wahrheit“ durch die drei Stichwörter „Exklusivverträge“, „Wahlkampfveranstaltungen“ und „Pressemitteilungen“ konkretisiert.

Pörksen: Sind absolute Werte nicht aber für den psychischen Haushalt der Handelnden zentral? Menschen müssen und wollen doch glauben, etwas unbedingt Richtiges zu tun. Eine Ethik, die sich ihrer eigenen Relativität stets bewusst ist, sabotiert sich selbst.

Weischenberg: Natürlich bieten absolute Werte Orientierung, sie reduzieren Komplexität und wirken womöglich beruhigend. Auch ich habe mich gelegentlich gefragt, warum intelligente und aufgeklärte Journalisten überhaupt derartige Ethik-Kataloge entworfen haben. Meine psychologische Erklärung lautet: Der Beruf des Journalisten ist selbst mit so vielen Unwägbarkeiten und Unsicherheiten belastet und gibt in Teilen auch soviel Anlass für Zynismus, dass man sich in Form dieser Kodizes so eine kleine Kapelle geschaffen hat. Dort geht man dann hin, um etwas anzubeten, was sehr weit entfernt ist.

Die irritierende Kraft der Selbstbeobachtung

Pörksen: Nun könnte ein Kritiker des Konstruktivismus sagen: Eigentlich verändert sich durch eine konstruktivistische Perspektive gar nicht so viel; man zieht von allen Thesen und Vorannahmen die Wahrheitsemphase ab, relativiert absolute Forderungen – und macht dann wei-

ter wie bisher, betreibt Objektivität als Ritual, unterscheidet zwischen Kommentar und Nachricht, adoptiert einen anderen Sprachgebrauch und behält ansonsten die gängige Praxis bei.

Weischenberg: Da bin ich anderer Auffassung. Ich glaube schon, dass sich die gesamte Perspektive ändert und dass der Journalismus durchaus von den konstruktivistischen Einsichten profitieren kann. Eine gewisse Relativierung der eigenen Arbeit und der eigenen Ansprüche, Realität abzubilden, ist äußerst hilfreich, denn Journalisten neigen eher zu einer permanenten Selbstvergewisserung; man schmort ganz gerne im eigenen Saft. Die Reflexionsbereitschaft wird - wenn man sich die konstruktivistischen Ansichten zu eigen macht - größer; man stellt die Regeln der Wirklichkeitskonstruktion eher in Frage, ist womöglich eher bereit, die eigene Konstruktion als einen Entwurf und als *eine* Möglichkeit der Realitätsbeobachtung zu sehen. Natürlich ist es völlig klar, dass man als Beobachter erster Ordnung nicht die eigene Beobachtung der zweiten Ordnung immer gleich mitreflektieren kann. Dann wäre man handlungsunfähig. Aber es scheint mir notwendig, neben dem Journalismus ein permanentes Reflexionssystem laufen zu lassen und von dort aus immer wieder in das Handlungssystem einzugreifen.

Pörksen: Der Konstruktivismus wird - so gesehen - zu einer Irritationstheorie: Man benützt ihn, um Kopfnüsse zu verteilen.

Weischenberg: Zumindest bin ich bislang auf diese Weise mit dieser Theorie umgegangen, das würde ich schon sagen. Der Konstruktivismus ist eine Herausforderung - ein Irritationsangebot für die journalistische Praxis, ein Angebot zur Selbstreflexion, das die fortlaufende Tätigkeit begleiten und befruchten kann. Er sensibilisiert für die Grenzen und blinden Flecken der eigenen Wahrnehmung und regt dazu an, die eigenen Maßstäbe zu hinterfragen; sie lassen sich nicht mehr als absolut gültige und von Zeit und Raum unabhängige Gewissheiten ausgeben. Er bringt einen dazu, die eigenen Methoden der Wirklichkeitskonstruktion zu begründen und immer wieder darüber zu reflektieren, wie sich eigentlich journalistische Qualität bestimmen lässt. Das Nachdenken der Journalisten über den Journalismus, das sich - wenn man Glück hat - auf diese Weise auslösen lässt, ist ein Wert an sich.

Ausgewählte Literaturhinweise

Siegfried Weischenberg: Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992

Siegfried Weischenberg: Journalistik. Theorie und Praxis aktueller

Medienkommunikation. Band 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure, Opladen: Westdeutscher Verlag 1995

Siegfried Weischenberg: Neues vom Tage. Die Schreinemakerisierung der Medienwelt, Hamburg: Rasch und Röhling 1997

Siegfried Weischenberg: Medienethik, in: Annemarie Pieper/Urs Thurnherr (Hg.): Angewandte Ethik. Eine Einführung, München: Beck 1998, 219-243